

Werken über Weltraumbiologie wurde am 26. Oktober 1972 vom Moskauer Regionalgericht in Noginsk wegen Besitzes und Verbreitung von Samisdat-Literatur, besonders der *Chronik der laufenden Ereignisse*, zu fünf Jahren Freiheitsentzug verurteilt. Er erwähnte während der Gerichtsverhandlung, daß solche Prozesse nicht die sozialen Probleme lösen würden, welche ihren Ursprung in der Geschichte der ideologischen Zensur hätten. Denn die Gewissensgefangenen sind ein Spiegel der sozialen Probleme: Juden, die nach Israel auswandern möchten, Ukrainer, die ihre kulturelle Unabhängigkeit verloren haben, zwangsumgesiedelte Krimtataren und Wolgadeutsche, Anhänger religiöser Gemeinschaften... Alles Personen, die sich über irgendwelche Fragen ein eigenes Urteil bilden wollen und nach Verbesserungen des Systems der UdSSR streben. Eines wurde nämlich vernachlässigt, während man das Hauptprinzip der Demokratie, die Regierung im Namen der Mehrheit des Volkes, in die Tat umzusetzen versuchte: das Recht der Minderheit auf einen eigenen Standpunkt. Was heute Ansicht einer Minderheit ist, kann ja morgen von einer überwältigenden Mehrheit angenommen werden! Da diesen Gruppen aber

jede Möglichkeit eines Dialogs mit der Mehrheit fehlt, ja sich das ganze System sofort gegen jede Art von Störung auflehnt, bleibt nur der illegale Weg offen, d. h. sich durch inoffizielle, „Untergrund-Literatur“, auszudrücken.

Der sorgfältig dokumentierte Report enthält ferner interessante Kapitel über Besserungsarbeit, Umerziehung, Versorgung der Gefangenen, Sicherheitsvorkehrungen in Haftanstalten, seelische Verfassung der Inhaftierten u. a. Am Schluß der Publikation finden sich Empfehlungen, die eine Angleichung der Haftbedingungen in der UdSSR an die Mindestgrundsätze für die Behandlung der Gefangenen der Vereinten Nationen zum Ziele haben. Denn daß die sowjetische Legalität vom westlichen Rechtsverständnis abweicht, belegen nicht nur diese Dokumente, sondern auch die Versuche der Führer der UdSSR, sich „Nicht-Einmischung in innersowjetische Angelegenheiten“ vorzubehalten. Im Namen der Menschlichkeit und der Menschenrechte muß diese Position angegriffen, menschenwürdige Behandlung für Gefangene und Toleranz für Andersdenkende gefordert werden.

Ursula Möseneder

Interview

Der schwierige Dialog mit den kommunistischen Staaten

Ein Gespräch mit Hansjakob Stehle über die vatikanische Ostpolitik

Die vatikanische Ostpolitik ist insbesondere in Deutschland nach wie vor umstritten, auch wenn es um sie in letzter Zeit stiller geworden ist. Hansjakob Stehle, Historiker, Publizist, langjähriger Korrespondent des WDR/NDR und Mitarbeiter der „Zeit“ in osteuropäischen Ländern und gegenwärtig in Rom, hat in seinem vor einem Jahr erschienenen Buch „Die Ostpolitik des Vatikans 1917–1975“ (R. Piper & Co. Verlag, München–Zürich 1975. 487 S. 39.50 DM) als erster westlicher Autor eine Gesamtdarstellung dieser Politik von ihren ersten Anfängen nach der Oktoberrevolution bis in die Zeit Pauls VI. veröffentlicht. Wir haben dieses seinerzeit als ein bedeutsames zeitgeschichtliches Werk vorgestellt (vgl. HK, April 1975, 205). In dem folgenden Gespräch mit dem Autor wollten wir nicht historische Aspekte herausstellen, sondern einige die aktuelle vatikanische Ostpolitik betreffende Fragen ansprechen, die die diversen Kritiker geäußert haben. Gesprächspartner war David A. Seeber.

HK: Herr Doktor Stehle, Sie haben mit Ihrer „Ostpolitik des Vatikans 1917–1975“ zweifellos eine historische und publizistische Pionierarbeit vorgelegt. Liest man das Werk aber von hinten nach vorne, so wird es unverkennbar zu einer Apologie der gegenwärtigen Ostpolitik des Vatikans und ihrer Akteure...

Stehle: Ich habe mit Bedacht „von vorne“ zu schreiben begonnen, um das, was „hinterher“ kam, nicht etwa zu verteidigen oder anzuklagen, sondern um das geschichtliche Phänomen päpstlicher „Ostpolitik“ in seinem großen und relativ weit zurückreichenden Zusammenhang begreiflich, durchschaubar zu machen. Wenn ein solcher Versuch gelingen soll, darf er weder von anklagenden noch von apologetischen Absichten ausgehen.

HK: Eine bessere Apologie als Rechtfertigung durch Geschichte kann sich keine Politik wünschen...

Stehle: Gewiß, indem man etwas immanent, von innen her verständlich macht, kommt man als Historiker leicht in den Verdacht, „alles verstehen“ und mithin „alles verzeihen“ zu wollen. Diesem Mißverständnis setzt sich eine Geschichtsdarstellung aus, die methodisch – ich will das gar nicht verleugnen – von einer historistischen Betrachtungsweise ausgeht. Vielleicht haben manche Kritiker diesen Ausgangspunkt nicht bemerkt. Ich war Schüler von Otto Vossler, der sich am Geschichtsverständnis Benedetto Croce, des großen liberalen italienischen Philosophen, orientierte und das Geschäft des Historikers, auch des gläubigen, nicht als Plädoyer für oder gegen etwas verstand. Im übrigen möchte ich auch hier nicht als ein „Vatikan-Orakel“ auftreten. Meine Antworten auf Ihre Fragen – auch soweit sie über das Thema des Buches hinausgehen – gründen ausschließlich in meiner Fakten-Analyse, soweit sie sich aus meinen historischen und journalistischen Ermittlungen ergibt.

„Auch im Vatikan wird mit Wasser gekocht“

HK: Gerade dies führt zu dem beherrschenden Eindruck, daß die Ostpolitik eines Pauls VI. und Erzbischofs Casaroli in einem um so strahlenderen Licht erscheint, je kritischer Sie frühere Phasen dieser Politik beurteilen...

Stehle: Wenn die neuere vatikanische Ostpolitik in meiner Darstellung sozusagen positiver erscheint, dann vor allem deshalb, weil diese jüngste Periode bedingt ist durch vorangegangene Erfahrungen, Mißerfolge, bittere und lehrreiche Erkenntnisse. Die gegenwärtige vatikanische Ostpolitik mußte zunächst versuchen, Trümmer zu beseitigen, die durch kommunistische Kirchenpolitik, aber auch durch eigene Versäumnisse, verursacht worden sind. Das hat den Neuansatz dieser Politik sehr erschwert, und das setzt ihr auch Grenzen. Viele ihrer Aktionen muß man schon deswegen im Kontext der letzten fünfzig Jahre sehen, weil sie in Ländern, wo die kirchlichen Strukturen zerstört waren wie z. B. in der Sowjetunion, in der Tschechoslowakei oder in Rumänien, fast am Nullpunkt anfangen mußte.

HK: Sie sprechen von Fehlern und Versäumnissen, aber hatte die kirchliche Führung zur Zeit Pius' XII. – also in den späten vierziger und in den fünfziger Jahren – überhaupt reelle Chancen, zu verhüten, was eingetreten ist?

Stehle: Es gab auch Irrtümer, die unvermeidlich waren, und es wäre unhistorisch, zu behaupten, daß man auf andere Weise *mit Sicherheit* mehr Erfolg hätte haben können. Aber manche menschliche Tragödien hätten vielleicht doch vermieden werden können. Gewiß konnte in der stalinistischen Periode nicht so gehandelt und verhandelt werden wie heute. Dafür gab es damals keine Partner. Vatikanische Politik war und ist immer auch Reaktion auf kommunistische Kirchenpolitik (die übrigens in meinem

Buch – aus thematischer Begrenzung – nur in dem Umfang behandelt wird, wie es zum Verständnis der Ostpolitik der Kurie nötig ist). Und Pius XII. kannte „seine“ Partner ja schon aus den zwanziger Jahren; denn er hatte – wie ich dokumentarisch nachweise – als Nuntius in Berlin in der Weimarer Zeit jahrelang ganz pragmatisch die ersten Kontakte mit den Sowjets aufgenommen, und er hat an der Seite Pius' XI. miterlebt, wie sich sowjetische Kirchenpolitik nach anfänglichem Schwanken immer mehr verhärtete.

HK: Man machte sich Anfang der zwanziger Jahre „noch beträchtliche Illusionen über neue Freiheiten und Wirkungsmöglichkeiten in der Sowjetunion...“

Stehle: Ja, die Hoffnungen gründeten sich vor allem auf den Zusammenbruch des zaristischen Staatskirchentums, unter dem die katholische Kirche schwer diskriminiert worden war. Die leninschen Religionsdekrete, die scheinbar eine Trennung von Kirche und Staat verkündeten, weckten solche Illusionen. Damals war ja auch noch nicht das ökumenische Zeitalter angebrochen. Orthodox schrieb man in Rom damals – wenn überhaupt – noch in Führungszeichen. Man glaubte sogar eine Chance zu sehen, die orthodoxe Kirche in die römisch-katholische zurückzuführen. Fehler, Irrtümer, Mißverständnisse hat es in dieser Politik natürlich wie in jeder Politik stets gegeben. Auch im Vatikan wird mit Wasser (und nicht nur mit Weihwasser) gekocht. Was sich aus meinem Buch vielleicht in einem größeren Grade ergibt, als es mir selbst anfangs bewußt war, ist eine gewisse Entmystifizierung vatikanischer Diplomatie – im Negativen wie im Positiven. Die Kuriendiplomaten waren nie so weltklug, wie viele ihrer Bewunderer meinten, aber auch nie so opportunistisch, wie Kirchengegner behaupten (was man, wenn man zynisch sein wollte, auch als Ursache mancher vatikanischer Mißerfolge kritisieren könnte).

„Es ging um die Glaubwürdigkeit des Papstes als Gesprächspartner von Ungläubigen“

HK: Also gelegentlich einfältig wie Tauben, aber nicht unbedingt klug wie Schlangen...

Stehle: Vielleicht werden Sie mir entgegenhalten, ob das nicht auch in der heutigen Politik so ist?

HK: In der Tat könnte eine solche Entmystifizierung auch zu einer Ernüchterung über Ziele und Methoden der *jetzigen* Politik führen. Einzelne Kritiker, ich denke z. B. an O. B. Roeggele im „Rheinischen Merkur“, die mit vatikanischer Entspannungspolitik nicht viel anzufangen wissen, haben das auch so verstanden...

Stehle: Das ist ein Analogieschluß, der naheliegen mag, aber schwer zu belegen ist. Nicht nur, weil für den Zeit-

raum von 1917 bis 1945 die historische Quellenlage ungleich besser ist als für den Zeitraum von 1945 bis 1975. Auch weil die Voraussetzungen, die persönlichen und die sachlichen, oft sehr verschieden sind. Ein Beispiel ist etwa der umstrittene Fall Mindszenty. Da haben zuletzt alle Beteiligten, in Budapest und im Vatikan, vielerlei Fehler begangen. Diese waren zum Teil bedingt durch die schwierige Persönlichkeit des Kardinals, die ihrerseits wieder bedingt war durch die bitteren Erfahrungen dieses Mannes. Wollte man aber die Maßstäbe der zwanziger oder dreißiger Jahre in diesem Fall anlegen, dann würde sich zeigen, daß weder Pius XI. noch Pius XII. soviel Geduld aufgebracht hätten wie Paul VI. Pius XI. hätte – denken Sie an den Fall d’Herbigny oder den des Kardinals Billot – einen so eigenwilligen Kirchenfürsten vermutlich mit einem einzigen Federstrich für immer zum Schweigen gebracht.

HK: Hierzulande hat man im Fall Mindszenty Paul VI. nicht wegen zu viel Nachsicht, sondern umgekehrt mit dem Vorwurf kritisiert, er hätte einen Kardinal, der Opfer atheistischen Politerrors war, auf keinen Fall, wegen welcher „politischer“ Vorteile auch immer, absetzen dürfen...

Stehle: Ich kenne keinen vergleichbaren Fall, in dem ein hoher Kirchenfürst den Papst der Erpreßbarkeit bezichtigte, wie dies Mindszenty kurz vorher in einem Brief an Paul VI. getan hat, indem er zugleich den Ost-West-Dialog als solchen in Frage stellte. Hier ging es nicht mehr um politische Vorteile, sondern um die Glaubwürdigkeit des regierenden Papstes als Gesprächspartner von Ungläubigen...

HK: Kritiker haben Ihnen vorgeworfen, Sie schlossen das Martyrium aus, ja Sie würden Gedanken daran geradezu ins Lächerliche ziehen (vgl. *Russia Cristiana*, Dezember 1975). Dieses bleibt aber für den gläubigen Christen der immer mögliche Ernstfall...

Stehle: Ich habe – das steht im Buch – größten Respekt vor Menschen, die um ihrer Überzeugung willen bewußt und frei Leiden auf sich nehmen und in diesem Sinne Martyrer sind. Ich glaube jedoch nicht, daß das Martyrium etwas ist, zu dem man kirchenamtlich Gläubige verurteilen kann und darf.

HK: Dies ist meines Wissens aber bisher auch nie geschehen...

Stehle: Nicht bewußt, aber es gab Fälle – ich habe solche in meinem Buch gezeigt –, wo durch verfehlte Entscheidungen Menschen unnötig dem Martyrium ausgeliefert wurden. Das gilt vor allem dort, wo man – trotz der fatalen Erfahrungen, die man damit in den zwanziger Jahren gemacht hatte, in den vierziger, fünfziger Jahren wiederum Geheimbischofe einsetzte, kirchliche Untergrundstrukturen bildete...

„Katakomben sind keine religiösen Massenquartiere“

HK: Irgendwann kann immer der Punkt kommen, wo keine andere Alternative als die der Katakombenkirche bleibt. Man hat den Eindruck in manchen Ländern, z. B. in der ČSSR, sei es fast wieder soweit...

Stehle: Die christliche Katakombenkirche hatte ihren historischen Ort in einer Epoche, in der die Kirche – statistisch betrachtet – nicht mehr war als eine kleine jüdische Sekte im römischen Weltreich. Unter solchen Umständen war Katakombenkirche praktikierbar, wie sie auch für manche protestantischen Freikirchen und Sekten möglich geblieben ist. Katakomben sind aber keine religiösen Massenquartiere – zumindest keine katholischen. Daß unter Umständen diese Möglichkeit gleichwohl die letzte sein kann, weiß man auch im Vatikan. Die Aufgabe seiner Politik sieht er heute eben darin, alles zu tun, um nicht auf diesen letzten Notbehelf zurückgreifen zu müssen. Nehmen Sie das Beispiel Albanien, wo Kirche und Religion buchstäblich liquidiert erscheinen. Es ist kein Zufall, daß man von einer vatikanischen Ostpolitik gegenüber Albanien nicht sprechen kann, übrigens auch nicht gegenüber China, obwohl das fälschlich manchmal behauptet wird.

HK: Eine Grundthese Ihres Buches ist, daß die heutige Ostpolitik nur die Fortsetzung, gegebenenfalls die Rückkehr zur klassischen Politik kontinuierlicher Koexistenzversuche sei. Ist aber geschichtlich gesehen – Beispiele sind ja schon angeklungen – die Diskontinuität im Verhältnis etwa zur Zeit Pius’ XI. und Pius’ XII. nicht größer als die Kontinuität?

Stehle: Es gibt, glaube ich, ein Grundmuster in der Zielsetzung, zum Teil auch in den Methoden. Das Ziel der Bemühungen ist immer das gleiche: religiöse Freiheiten zu sichern, Möglichkeiten für die Seelsorge, wo sie nicht mehr gegeben sind, wieder zu schaffen, und wo sie gefährdet sind, zu erhalten.

HK: Sind Kontinuität und Diskontinuität der Methoden und Strategien nicht weitgehend vom politischen Umfeld diktiert?

Stehle: Zweifellos. Mit Kontinuität meine ich auch die beständige, gleichbleibende Tendenz, sich an die jeweilige Lage anzupassen. Der Vatikan hat sich seinerzeit an die Rapallo-Politik, also die deutsche Ostpolitik der zwanziger Jahre, angehängt und sie für seine pastoralen Zwecke zu nutzen versucht. Er hat zu Beginn der dreißiger Jahre auf Hitlers – und vorher schon auf Mussolinis – Antikommunismus vorübergehende Hoffnungen gesetzt. Er hat im Zweiten Weltkrieg, als sich die ideologischen Fronten zuerst durch den Hitler-Stalin-Pakt, dann durch das Bündnis der westlichen Alliierten mit Stalin verwirrten, nicht nur gegenüber Hitler, auch gegenüber Stalin geschwiegen oder doch vorsichtig taktiert, um wenigstens „Schlimmeres zu

verhindern“, wie Pius XII. meinte. Er hat sich dem kalten Krieg und dann der Entspannungspolitik der großen Mächte angeschlossen, von Kennedy bis Ford, von Adenauers Moskaureise bis Brandts Warschauer Kniefall.

HK: Vorausgesetzt, das alles sei historisch bis in die Details belegbar – und Sie liefern ja in Ihrem Buch reichhaltiges Belegmaterial –, wird damit der „klassische“ Vorwurf an die Kirche, sie hinke hinterher und passe sich ewig an, nicht gefährlich erhärtet...?

Stehle: Aus einer abstrakt moralischen, also nicht-politischen und ahistorischen Sicht kann eine solche Politik der Anpassung durchaus problematisch erscheinen...

HK: Politik und Moral kann man, jedenfalls wenn es sich um Kirchenpolitik handelt, nicht gut voneinander trennen. Muß man nicht gerade päpstliche Diplomatie an diesem Aspekt besonders scharf messen?

Stehle: Das ist gewiß eine wichtige Frage, die jedoch nicht Thema meines Buches ist. Ich frage nach der *Tauglichkeit* der diplomatischen Mittel vatikanischer Ostpolitik für ihren moralisch gemeinten Zweck. Wobei es mir sicher nicht ganz „gelang“, die moraltheologisch-philosophische Problematik der Mittel auszuklammern. (Ich erinnere an den Abschnitt „Zwischenbetrachtung über die Unparteilichkeit Pius' XII.“.) Politik hat es stets schwer, sich auf moralisch-religiös fundiertem Boden zu bewegen. Alle Papstgeschichte wird von dieser Spannung mitgeprägt, und nur ahistorisch denkende Spiritualisten können sich darüber empören. Sie meinen, der Wind könne sich nach der Fahne drehen, und jeder, der nicht damit rechne, drehe die seine schon nach dem Wind...

„Die Kriterien der Bischofsernennungen sind sehr viel schärfer, als Kritiker glauben“

HK: Sie qualifizieren die päpstliche Ostpolitik als *Pastoralpolitik*. Der Begriff leuchtet ein, weil alle diplomatisch-politische Tätigkeit in der Kirche letztlich nur Hilfe an der Seelsorge sein darf, aber der Begriff schillert...

Stehle: Er schillert deshalb, weil eben Pastorales mit politischen Mitteln betrieben wird, die nicht immer metaphysisch legitimiert sind.

HK: Schillert er nicht auch deshalb, weil damit manches als pastoral gedeutet wird, was nur sehr bedingt pastoral ist?

Stehle: Ich wüßte nicht, welche anderen als pastoralen Zwecke die katholische Kirche und der Vatikan haben sollten, seit sie 1870 den Kirchenstaat und damit den Rest materieller politischer und militärischer Macht verloren haben.

HK: Genügt es aber, eine Politik als Pastoralpolitik zu qualifizieren, die in erster Linie um die Erhaltung der kirchlichen Hierarchie bemüht ist, während kirchliche Gesprächspartner aus kommunistischen Ländern selbst oft monieren, ein Minimum an Freiheit und Unabhängigkeit sei lebenswichtiger als eine möglichst vollzählige kirchliche Hierarchie...

Stehle: Ich war erstaunt, daß in den Reaktionen auf mein Buch (obwohl ich das Thema gar nicht direkt prinzipiell behandelt habe) immer wieder vorgebracht wurde, hierarchische Strukturen seien eigentlich entbehrlich, gewisse Sakramente, die Taufe z. B., die Ehe ohnehin, könnten ja auch Laien spenden. Es gibt jedoch meines Wissens immer noch *sieben* Sakramente. Und die katholische Kirche geht in ihrem eigenen Selbstverständnis immer noch davon aus – auch nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil –, daß ohne hierarchische Strukturen, ohne die Pyramide „Papst – Bischöfe – Priester“ eine Heilsvermittlung und damit eine wirksame pastorale Versorgung der Gläubigen nicht möglich sei. Also ist es nur natürlich, daß sie solche Strukturen zu erhalten, aufzubauen und zu sichern versucht. Es ist auch, historisch betrachtet, absurd (und katholisch betrachtet eine evangelische „Häresie“) zu meinen, Religion könne sozusagen im luftleeren „rein geistigen“ Raum existieren.

HK: Im luftleeren Raum nicht, die Kirche kann aber gezwungen sein, in den Untergrund zu gehen, wenn sie sich öffentlich nicht mehr glaubwürdig darstellen kann. Es geht ja nicht um die Alternative: Hierarchie oder freikirchliche Strukturen, sondern um die Frage, was hat in einer bestimmten Situation Vorrang: die Vervollständigung eines Landesepiskopats (auch bei Gefahr der totalen Abhängigkeit von den Staatskirchenämtern und ihren Spitzeln) oder die Sicherung eines Minimums an seelsorglicher Tätigkeit in den Gemeinden und durch diese. In dieser Beziehung bezichtigt man Rom immer häufiger fragwürdiger Kompromisse...

Stehle: Nach allem, was mir bekannt wurde (und nicht alles konnte aus naheliegenden Gründen in meinem Buch zitiert werden), waren bei allen Verhandlungen, die in den letzten Jahren geführt wurden, die Kriterien bei Bischofsernennungen sehr viel schärfer, als manche Kritiker meinen. Es liegt aber im Wesen dieser Pastoralpolitik, daß sie sich selbst öffentlich kaum interpretieren kann und deshalb auch etwas wehrlos ihren Kritikern ausgeliefert ist. Wenn sich in hundert Jahren die Archive öffnen, wird man finden, wie oft Casaroli zu seinen Gesprächspartnern „Nein“ gesagt hat.

HK: Bischofsernennungen in Ungarn und in der Tschechoslowakei zeigen aber, daß der Vatikan sehr rasch an die Grenze kommt, wo er durch Kompromiß nur noch kompromittierte und kompromittierbare Kandidaten durchsetzen kann...

Stehle: Sicher ist, daß es auch Fehlbesetzungen geben kann, obwohl ich z. B. über den Fall Tschechoslowakei aus lokaler Erkenntnis so meine eigene Meinung habe. Wenn ich ein Stichwort dazu liefern darf: Auch in der katholischen Kirche der ČSSR gibt es Schwejk – wie in der kommunistischen Partei. Womit ich nicht behaupten will, daß der Schwejk eine schlechthin positive Figur sei. Und dann: Wer will da den ersten Stein heben? An den Früchten wird man sie erkennen – nicht an der Farbe des Gartenzauns!

„Polen ist so etwas wie ein Testfall“

HK: Man wirft den vatikanischen Ostdiplomaten eine gewisse Selbstherrlichkeit im Umgang mit den Teilkirchen und deren Episkopaten vor. Der Vatikan konsultiere, so kann man hören, zu wenig die orts- und teilkirchlich zuständigen Stellen und Persönlichkeiten. Wäre eine möglichst lückenlose gegenseitige Konsultation nicht die allererste Voraussetzung für jede Personal- und Sachentscheidung?

Stehle: Erst die letzten zehn Jahre, also die jüngste Periode vatikanischer Ostpolitik, haben nach langen Jahren der Abschließung dem Vatikan überhaupt erst wieder die Möglichkeit geboten, sich über die Situation, die Personen, die Probleme in den einzelnen Ländern durch eigene Abgesandte zu informieren. Das ist eines der wichtigsten Ergebnisse dieser Politik. Gewiß hat das auch dazu geführt, daß der Vatikan mehr als früher und manchmal auch mehr als notwendig Initiativen ergreift, den Bischöfen (wo es solche gibt!) „hineinregiert“. Er hat das am wenigsten nötig dort, wo die Kirche noch relativ stark ist, wie zum Beispiel in Polen ...

HK: Hätte beispielsweise – Sie kommen in Ihrem Buch darauf zu sprechen – ein päpstlicher Nuntius im Nachkriegspolen für die dortige Kirche mehr erreichen können, als der dortige Episkopat bis heute tatsächlich erreicht hat? War Pius XII., belehrt durch seine Erfahrungen der zwanziger, dreißiger Jahre, die Sie in Ihrem Buch schildern, überhaupt nicht viel vorsichtiger und überließ das Gesetz des Handelns den örtlichen Episkopaten?

Stehle: Solange es die Bischöfe noch gab! Aber nicht überall blieben die Episkopate so erhalten wie etwa in Polen. Die Lage, in der sich Pius XII. damals subjektiv und objektiv befand, war eine andere als die heutige. Unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg konnte er (und er war nicht der einzige) davon ausgehen, daß die Bolschewisierung Osteuropas nicht von langer Dauer sei, der kalte Krieg früher oder später zum heißen führen werde. Das atomare Patt der Großmächte war nicht voraussehbar. So konnte es einen – freilich nur scheinbaren – Sinn haben, „Überwinterungsstationen“ vorzubereiten, auch Katakombenkirchen, Geheimepiskopate. Spätestens seit Anfang der sechziger Jahre aber mußte man davon ausgehen,

daß ein großer Teil Europas in diesem Jahrhundert von Kommunisten – wenn auch verschiedener Art – beherrscht bleiben würde, daß also die Kirche sich dort auf lange Sicht einrichten müsse. In Polen, das Sie erwähnen, stellte sich die Frage von Anfang an anders, weil dort die „politischen Atheisten“ gegenüber einer kompakt „Katholischen Nation“ stets in der Defensive waren – zumindest geistig. Das war und blieb ein Sonderfall, den man zunächst und vor allem dem örtlichen Episkopat überlassen konnte.

HK: Aber schon seit Jahren versucht der Vatikan auch die Kirche Polens in seine Politik einzubinden ...

Stehle: Das hat einen übergeordneten Grund. Denn Polen ist für die Beziehungen des Vatikans mit osteuropäischen Ländern so etwas wie ein Testfall, und zwar auch in den Augen *Moskaus*. Da Polen das einzige Land im Ostblock ist, in dem der Katholizismus auch eine politische, nämlich nationale Kraft ist, mißt die sowjetische Religionspolitik die Vatikanpolitik, ja überhaupt die katholische Kirche am polnischen Beispiel. Wenn also der Vatikan überhaupt einmal in ein ernsthaftes Gespräch über kirchliche Angelegenheiten mit der sowjetischen Führungsmacht selbst kommen will (und das ist ja bis heute im Grunde nicht möglich gewesen), dann gibt es dafür nur eine Chance: Es gilt, Moskau zu zeigen, daß die mächtigste Bastion des Katholizismus in Osteuropa keinen antisowjetischen Stachel enthält. Wegen dieser Signalwirkung kann und will der Vatikan die polnischen Angelegenheiten nicht ausschließlich dem polnischen Episkopat überlassen. Dagegen ist eingewendet worden, daß auf diese Weise „die nationale Widerstandskraft Polens gegen das Sowjet-Imperium geschwächt wird“. Ist aber *politische* Resistenz (oder Kollaboration) Hauptaufgabe einer Kirche? Kann man vom universal-katholischen Rom erwarten, daß es sich die Gleichung „Pole = Katholik“ in umgekehrter Fassung zu eigen macht?

„Die Kommunisten brauchen eine Entspannung, deren ideologische Folgen sie fürchten“

HK: Sie haben besonders in den Schlußpassagen Ihres Buches den engen Zusammenhang von Pastoral- und Friedenspolitik betont. Unterschätzt man von vatikanischer Seite dabei gelegentlich nicht die Gefahr, durch ein bestimmtes politisch gefärbtes Friedensvokabular Opfer einer bestimmten sowjetischen Strategie zu werden und dadurch den Spielraum in Fragen kirchlicher Autonomie in den kommunistischen Ländern eher einzuschränken?

Stehle: Mir hat einmal ein Bischof in Osteuropa gesagt: Wenn wir als Ortskirche gewisse Begriffe übernähmen, die bei uns Teil der staatlichen und parteilichen Agitation sind, so identifizierten wir uns dadurch mit dieser und gerieten ins Zwielicht. Etwas ganz anderes aber ist es, wenn dies

der Heilige Vater tut; die gleichen Begriffe, die in unserer Situation zweideutig wären, haben in seinem Mund eine andere Bedeutung, weil sie aus der universalen Stellung seines Amtes kommen. Wenn er für den Frieden plädiert, weiß jeder, daß er weder eine „Pax sovietica“ noch eine „Pax americana“ damit meint.

HK: Dagegen läßt sich einwenden, daß erstens ein Eingehen auf sowjetische Friedensstrategien nicht nur den Status quo festigt, sondern kommunistische Politik weltweit aufwertet, zweitens, daß ein gewisser Tribut in den Ortskirchen an die kommunistische Friedenspropaganda gerade auf Grund ihrer Position der Schwäche durchaus verständlich ist – man weiß, was gemeint ist –, während die zentrale Kirchenleitung in ihrer unabhängigeren Position eher für „Klarheit“ zu sorgen hätte...

Stehle: Tut sie das nicht? – Im Schlußdokument von Helsinki gibt es sehr konkrete Formulierungen über Religionsfreiheit, die weit über das hinausgehen, was die Religionsgesetzgebung in fast allen kommunistischen Ländern konzidiert. Dies sind Formulierungen der vatikanischen Delegation, die in sehr, sehr mühsamen Verhandlungen und gegen nicht geringe Widerstände durchgesetzt wurden. Die militanten Atheisten wußten, warum sie sich dagegen wehrten: weil sich die Bürger jetzt darauf berufen können.

HK: Inzwischen scheinen die kommunistischen Länder, z. B. die Sowjetunion selbst, mit einer Verschärfung der Religionsreglementierung darauf zu reagieren...

Stehle: Das ist die Problematik aller Entspannungspolitik: *Wie* wirksam sie ist, kann man gerade an den ängstlich-verhärtenden Reaktionen auf sie ablesen. Im übrigen brauchen die Kommunisten eine Entspannung, deren ideologische Folgen sie fürchten. Sich den Pelz zu waschen, ohne naß zu werden, wird aber auch ihnen auf die Dauer nicht gelingen.

HK: Dennoch heißt das auf gut deutsch: der Schuß geht zunächst mehr nach hinten als nach vorne los...

Stehle: Ich wäre da gar nicht so kleinmütig und so rasch mit dem Urteil. Die Tatsache, daß es in der Sowjetunion nach bald sechzig Jahren kommunistischer Herrschaft immer noch 50 bis 60 Millionen religiöse Menschen gibt, zeigt, wie unendlich viel lebenskräftiger das Phänomen Religion ist, als kommunistische Theoretiker geglaubt haben. Das, was man päpstliche Pastoralpolitik nennt, fühlt sich dadurch ermutigt.

HK: Sie setzt also auf sehr lange Fristen?

Stehle: Die katholische Kirche hat immer schon viel mehr Zeit gehabt als jedes weltliche Unternehmen. Auch Agostino Casaroli, der entgegen dem, was manche Leute – vor allem in Deutschland – über ihn sagen, ein ganz illu-

sionsloser Priester und Diplomat ist – (die Reihenfolge ist nicht von ungefähr so gewählt!), war und ist bei keiner seiner Aktionen, die er im Auftrag des Papstes unternimmt, von Erfolgseuphorie erfüllt. Ich könnte dafür viele – heute noch nicht zitierbare – Äußerungen anführen.

„Zur Hoffnung gehört auch die Möglichkeit des Scheiterns“

HK: Man spricht und schreibt in letzter Zeit mehrfach von einer bevorstehenden Kursänderung – sachlich und möglicherweise auch personell...

Stehle: Das halte ich für ganz unwahrscheinlich. Welcher alte Staatsmann wechselt gegen Ende seiner Regierungszeit seine engsten Mitarbeiter? Im übrigen erklärte der Papst erst in seiner Ansprache vor dem Kardinalskollegium an Weihnachten mit Bezug auf die kommunistischen Staaten: „Wenn in manchen Fällen die Ergebnisse dieses Dialogs spärlich oder ungenügend zu sein oder sich spät einzustellen scheinen und wenn andere darin ein ausreichendes Motiv sehen können, diesen [Dialog] abbrechen, so sehen wir es dennoch als unsere schwere Verpflichtung an, klug und beständig einen Weg fortzusetzen, der uns vor allem ausgesprochen evangeliumsgemäß erscheint: als ein Weg der Langmut, des Verständnisses, der Liebe. Allerdings möchten wir nicht die Bitternis und die Sorge verbergen, die uns das Fortdauern oder die Verschlimmerung nicht weniger Situationen, die den Rechten der Kirche und denen der menschlichen Person entgegenstehen, bereitet und davor warnen, diese unsere verantwortliche Haltung als Zustimmung oder als resignierte Hinnahme solcher Situationen zu verstehen.“ Aus diesen Sätzen geht eindeutig hervor, daß er entschlossen ist, diese Versuche fortzusetzen.

HK: Entschlossen fortzusetzen trotz der geringen Aussichten auch nach Helsinki?

Stehle: Der Papst pochte in der gleichen Ansprache ausdrücklich auf die Einhaltung der Helsinki-Zusagen. Er bestand besonders auf „annehmbar vereinbarte Lösungen“ im Interesse der Gläubigen in der ČSSR, in Rumänien und „gewissen Regionen der Sowjetunion“. Nur wer den Geist seiner Bemühungen verkenne („oder verkennen will“), könne ihn der Sorglosigkeit bezichtigen. Aber er gab auch zu, daß er in manchen Fällen fast „contra spem“, nur mit Gottvertrauen seine Ostpolitik fortsetzt. Und hier, scheint mir, liegt das tiefste ideelle Motiv dieser Politik: das christliche Prinzip Hoffnung. Und zur Hoffnung gehört auch die Möglichkeit des Scheiterns. Ein landläufiges Erfolgsdenken paßt in diesen Rahmen schon deswegen nicht, weil die eigentlichen Ergebnisse nicht statistisch-politischer Natur sind, sich vielmehr letztlich im religiösen Intimbereich „ereignen“. Dort etwa, wo ein einsamer, sterbender Mensch noch einen würdigen – oder unwürdigen – Priester findet, der ihm die tröstenden Sa-

kramente spendet. Dort entscheidet sich die Frage „Erfolg oder Mißerfolg“ – jenseits von allem theologisch Meßbaren und politisch Machbaren. Auch jenseits der historischen Dimension – wenn Sie mir, dem „Historisten“, eine

solche sozusagen heilsgeschichtliche „Abschweifung“ erlauben. Sie ist natürlich den strengen parteipolitisch interessierten Kritikern eines machtlosen, politisch fehlbaren Papstes kaum zuzumuten ...

Dokumentation

Die Evangelisierung der Welt von heute

Die päpstliche Exhorte „Evangelii nuntiandi“

Am 18. Dezember 1975 wurde in Rom eine Exhortatio Apostolica, eine „Apostolische Ermunterung“ Pauls VI. zum Thema Verkündigung (Evangelisierung) veröffentlicht. Das päpstliche Schreiben trägt das Datum vom 8. Dezember. Es erschien aus dreifachem Anlaß: 1. wegen des zu Ende gegangenen Heiligen Jahres, dessen Grundgedanken das Dokument aufnehmen und weitergeben wollte, 2. zum 10. Jahrestag des Endes des Zweiten Vatikanischen Konzils, 3. weil noch eine päpstliche Antwort fällig war auf die Beratungen der letzten Bischofssynode zum gleichen Thema (vgl. HK, Dezember 1974, 649ff.). Obwohl dieses in mancher Hinsicht bemerkenswerte Dokument neben einem entbehrlichen Pathos vor allem in den Schlüsselpassagen den Fehler aller großen päpstlichen Dokumente hat, nämlich eine Länge, die es um jede Chance einer aufmerksamen Lektüre bringt – das Echo in der Presse war entsprechend mager –, drucken wir es im Wortlaut ab. Wir verwenden dafür die – durch geringfügige stilistische Korrekturen veränderte – vom Vatikan verbreitete deutsche Übersetzung.

Vorwort

Besonderer Einsatz für die Evangelisierung

1. Die Verkündigung des Evangeliums an die Menschen unserer Zeit, die von Hoffnung erfüllt, aber gleichzeitig oft von Furcht und Angst niedergedrückt sind, ist ohne Zweifel ein Dienst, der nicht nur der Gemeinschaft der Christen, sondern der ganzen Menschheit erwiesen wird.

Darum erscheint uns die Pflicht, die Brüder zu bestärken – diese haben wir vom Herrn empfangen mit dem Amt des Nachfolgers Petri¹, und sie ist für uns eine „tägliche Sorge“², ein Lebens- und Arbeitsprogramm sowie eine grundlegende Verpflichtung unseres Pontifikates – darum erscheint uns also diese Pflicht noch vornehmer und dringlicher, wenn es sich darum handelt, unsere Brüder zu bestärken, die mit der Evangelisierung beauftragt sind, damit sie in diesen Zeiten der Unsicherheit und der Verwirrung ihre Sendung mit immer mehr Liebe, Eifer und Freude erfüllen.

Aus dreifachem Anlaß

2. Das gerade wollen wir hier tun zum Abschluß des Heiligen Jahres, in dessen Verlauf die Kirche, „die mit ihrer ganzen Kraft bemüht ist, das Evangelium allen Menschen zu verkünden“³,

nichts anderes gewollt hat, als ihr Amt als Botin der Frohbotschaft Jesu Christi zu erfüllen, die mit den beiden grundlegenden Leitworten angekündigt wurde: „Ziehet den neuen Menschen an“⁴ und „Laßt euch mit Gott versöhnen“⁵.

Wir wollen dies tun anläßlich des zehnten Jahrestages des Abschlusses des Zweiten Vatikanischen Konzils, dessen Anliegen sich letztlich in einem Wort zusammenfassen lassen: die Kirche des 20. Jahrhunderts besser zu befähigen, das Evangelium der Menschheit des 20. Jahrhunderts zu verkünden.

Wir wollen dieses ein Jahr nach der dritten Generalversammlung der Bischofssynode, die bekanntlich der Evangelisierung gewidmet war, um so lieber tun, als die Synodalväter selber uns darum gebeten haben. In der Tat haben sie am Ende der denkwürdigen Versammlung beschlossen, dem Hirten der universalen Kirche mit großem, demütigem Vertrauen die Frucht ihrer ganzen Arbeit zu übergeben, und erklärten dabei, daß sie vom Papst einen neuen Anstoß erwarten, der imstande ist, neue Zeiten der Evangelisierung heraufzuführen innerhalb einer Kirche, die noch tiefer verwurzelt ist in der unvergänglichen Kraft und Macht des Pfingstgeheimnisses⁶.

Oft betontes Thema

3. Wir haben wiederholt die Bedeutung des Themas der Evangelisierung hervorgehoben, lange vor den Tagen der Synode. „Die Verhältnisse der Gesellschaft“, sagten wir vor dem Kardinalskollegium am 22. Juni 1973, „legen uns allen die Verpflichtung auf, die Methoden zu überprüfen und mit allen Mitteln uns zu bemühen herauszufinden, wie man dem modernen Menschen die christliche Botschaft nahebringen kann, in der allein er die Antwort auf seine Fragen zu finden vermag und die Kraft für seinen Einsatz zu menschlicher Solidarität“⁷. Wir fügten hinzu, daß es, um auf die vom Konzil an uns gerichteten Forderungen eine gültige Antwort zu geben, unbedingt notwendig ist, uns das überlieferte Glaubensgut vor Augen zu stellen, das die Kirche in seiner unantastbaren Reinheit bewahren, aber auch den Menschen unserer Zeit in einer möglichst verständlichen und überzeugenden Weise darbieten muß.

In der Linie der Synode von 1974

4. Diese Treue gegenüber einer Botschaft, deren Diener wir sind, und gegenüber den Menschen, denen wir sie unverseht und lebendig übermitteln müssen, ist der Kernpunkt der Evangelisierung. Sie stellt drei brennende Fragen, die die Synode von 1974 beständig vor Augen hatte: